

Wittgenstein gegen Wittgenstein: Längst scheint der philosophische Scheidungsprozeß verhandelt, seit Bertrand Russell den Autor des »Tractatus Logico-Philosophicus« von 1921 gegen den Autor der »Philosophischen Untersuchungen« von 1945 in Schutz genommen hat, endgültig soll späteres Denken einem früheren entfremdet sein. An Marxens Verelendung ist man erinnert, an dessen Entzweiung in alt und jung; damit wenigstens der Humanist fürs Abendland gerettet sei, müsse der Kommunist schon als verloren gelten. Die Verurteilten spielen, wie so oft, ihren Richtern noch in die Hände. Wittgenstein jedenfalls: Hat er nicht vom ersten zum zweiten Buch, denkend und schreibend, den Stil geändert? Hat er nicht manches gesagt, was nach Absage, sogar nach Lossagung klang? Die Vermutung, eben der »Tractatus« könne eine Ausnahme sein, also einen uneigentlichen Wittgenstein zeigen, kam niemandem. Zur Voraussetzung hätte sie ja auch eine Periode vor dem »Tractatus« gehabt; aber die Vermutung, ausgerechnet dessen Verfasser möchte sich lange im Artikulieren seiner Gedanken geübt und erprobt haben, kam wiederum niemandem. Dr. Faustus selbst arbeitet nicht am Roman seines Romans, und Philosophen führen nicht Tagebuch.

Daran, daß einige es doch tun, erinnerte vor einem Jahrzehnt erst Gabriel Marcel's »Journal métaphysique«; der Wunsch, daß andere es getan hätten, war stärker denn je motiviert. Wer würde nicht eine systematische Schrift des Aristoteles darangeben, um von ihm Diarien zum »Organon« einzutauschen. Wer wäre es unzufrieden, Hegel hätte seine »Jenenser Vorlesungen« weniger ordentlich ausgeführt; wir besäßen spontan hingeschriebene Notizen, die uns zeigen, wie er gedacht, und nicht, wie er gelehrt hat. Doch verloren ist verloren, und nie mehr werden den Aristotelikern, den Hegelianern ihre Meister zu Hilfe kommen. Indessen steht ein Logiker dieses Jahrhunderts, eben Ludwig Wittgenstein, nicht länger da, als sei er samt seinem »Tractatus« dem Haupte des Zeus oder sonst eines Gottes des Denkens machtvoll fertig entsprungen, eine Athene der Begriffe, Urteile und Schlüsse. Seit 1960 sind sie einzusehen: seine Tagebücher zum »Tractatus«, und einzusehen ist auch, daß er von Anfang bis Ende seine Denkbewegung durchgehalten hat; weder verwarf er früher das bohrende Fragen noch später das zögernde Antworten, und gequält hat ihn die Not zu wissen immer. Was aber den apodiktisch anmutenden »Tractatus« betrifft, so mag er etwas wie eine Mole sein, vorgewagt in ein Meer unablässiger Fragen, damit sie einmal sich zur Ruhe vorläufig scheinbarer Antwort brechen, ehe der sokratische Sog sie zurückholt.

Es gilt tatsächlich, den Philosophen in Schutz zu nehmen, jedoch nicht vor sich selber, als hätte er 1921 geirrt oder 1945 verraten, als wäre der eine oder der andere Wittgenstein nur akzeptabel und der ganze bloß eine Kontradiktion; in beiden Lagern wird falsche Lösung ausgegeben sowie, was übler ist, schlechte Logik getrieben. Die Verächter des »Tractatus« immerhin können sich auf ein αὐτὸς ἔφα berufen: auf Wittgensteins eigenes Eingeständnis »schwerer Irrtümer«, die er »in jenem ersten Buche niedergelegt hatte«; die Verachtung der »Philosophischen Untersuchungen« hingegen bezieht ihr Argument aus zweiter Hand: von Bertrand Russell. Ihm nämlich, dem Konstrukteur mathematischer Logik, war abermals ein Gefährte weit vorangelaufen, allzu weit, daß er ihn jemals würde einholen können. Whitehead, der mit ihm die »Principia Mathematica« abgefaßt hatte, also wie er ein Gegner jeder Metaphysik hätte sein müssen, war zum Metaphysiker geworden, allerdings zu einem, den Russells logisches Messer nicht mehr schnitt. Und nun war auch Wittgenstein ausgebrochen, sollte mit Russell (schlimmer noch: sogar mit sich selber) das getan haben, was Marx an Hegel vorgemacht hatte: ihn auf den Kopf gestellt. So zerlegte Russel, als er 1959 sein »Philosophical Development« beschrieb, den Freund-Feind in die zwei Teile »WI« und »WII«, dem einen zum Ruhme, dem andern zum Tadel:

»Es gibt zwei große Männer in der Geschichte, denen er ein wenig ähnlich ist. Der eine war Pascal, der andere Tolstoi. Pascal war ein Mathematiker von Genie, aber er gab die Mathematik für die Frömmigkeit hin. Tolstoi opferte sein Genie als Schriftsteller für eine Art falscher Demut, die ihn Bauern den gebildeten Leuten und »Onkel Toms Hütte« allen anderen Dichtungen vorziehen ließ. Wittgenstein, der mit metaphysischen Schwierigkeiten so geschickt spielen konnte wie Pascal mit Sechsecken oder Tolstoi mit Herrschern, warf dieses Talent weg und erniedrigte sich vor dem gesunden Menschenverstand wie Tolstoi vor den Bauern – beide von Hochmut getrieben. Ich bewunderte Wittgensteins »Tractatus«, aber nicht sein späteres Werk, das mir eine Verneinung seines besten Talents einzuschließen schien [...].

Ich habe in Wittgensteins »Philosophischen Untersuchungen« nichts gefunden, das mir interessant schien, und ich verstehe nicht, warum eine ganze Schule bedeutende Weisheit in ihren Seiten findet. Der frühere Wittgenstein, den ich sehr gut kannte, war leidenschaftlich intensivem Denken hingegeben, in profundem Umgang mit schwierigen Problemen, deren Bedeutung ich wie er fühlte, und besessen (wenigstens dachte ich so) von wahren philosophischen Genius. Der spätere Wittgenstein hingegen schien des ernsthaften Denkens müde geworden und eine Lehre erfunden zu haben, die solche Aktivität unnötig machte. Ich glaube nicht einen Moment, daß eine

Lehre, die diese faulen Konsequenzen hat, wahr ist. Ich sehe jedoch ein, daß *Wittgenstein*. ich eine übermächtige Abneigung gegen sie habe; denn falls sie wahr ist, ist *Logik als Philosophie* bestenfalls eine unwesentliche Hilfe für Lexikographen und, im *Spiegeldenken* schlimmsten Fall, ein müßiges Gesellschaftsspiel.«

Um Russell philosophisch, und das heißt aus Prinzipien zu widersprechen, um entgegen seiner wie aller Wittgenstein-Kritik gerade den als Denker von strenger Kontinuität auszugeben, dem sie laut oder logistisch aberkannt ward, genügt weder Entrüstung noch Behauptung; auch mit dem möglichen Erweis, sokratischer sei er allemal gewesen und allezeit geblieben denn Sokrates, ist es kaum getan. Gewiß, als Wittgenstein 1945 resignierte, die »Philosophischen Untersuchungen« würden ihm niemals zu einem Buch geraten, »darin die Gedanken von einem Gegenstand zum andern in einer natürlichen und lückenlosen Folge fortschreiten«, und das Beste, was er schreiben könnte, würden »immer nur [...] Bemerkungen bleiben«, da implizierte er selbst, wessen er den »Tractatus« verdächtigte: zwar nicht zu vieler Falschheiten, doch wohl zu rascher Wahrheiten. Damals hatte er sich nicht mit Skizzen von der Landschaft seines Denkens beschieden, hatte die Wahrheit »unantastbar und definitiv« machen, die Probleme »im Wesentlichen endgültig« lösen wollen, und oft genug brauchte er bloß, um dem »Tractatus« eine lapidare Sentenz zu gewinnen, von zweifelnder Umschweife und umwegiger Überlegung des Journals einiges abzuschlagen, bis der eine Satz wie in Stein stehen blieb. »Die Logik muß für sich selber sorgen«, entscheidet zum Beispiel der Autor des »Tractatus«, was der Tagebuchschreiber in manche Frage gestellt hat und was ihm als Autor der »Philosophischen Untersuchungen« neuerdings fragwürdig werden wird.

»22. 8. 14. Die Logik muß für sich selber sorgen.«

»3. 9. 14. Wie ist es mit der Aufgabe der Philosophie vereinbar, daß die Logik für sich selbst sorgen soll? Wenn wir z.B. fragen: ist die und die Tatsache von der Subjekt-Prädikat-Form, dann müssen wir doch wissen, was wir unter der ›Subjekt-Prädikat-Form‹ verstehen. Wir müssen wissen, ob es so eine Form überhaupt gibt. Wie können wir dies wissen? ›Aus den Zeichen!‹ Aber wie? Wir haben ja gar keine Zeichen von dieser Form. Wir können zwar sagen: Wir haben Zeichen, die sich so benehmen, wie solche von der Subjekt-Prädikat-Form, aber beweist das, daß es wirklich Tatsachen dieser Form geben muß? Nämlich: wenn diese vollständig analysiert sind. Und hier fragt es sich wieder: gibt es so eine vollständige Analyse? Und wenn nicht: Was ist denn dann die Aufgabe der Philosophie?!?!«

Damit die Kontinuität einer Philosophie außer Zweifel komme, ist freilich mehr als ihr gleichbleibender Stil vorzuzeigen; das Bild eines in sich widerspruchsfreien Wittgenstein, abgezogen lediglich aus dem Habitus seines Denkens (also dessen äußerem statt innerem Behaben), gestört überdies durch die Attitüde des »Tractatus« (wahrhaftig ein Stehen auf einem Fuße), ermangelt der wesentlichen Züge. Zur Gültigkeit fehlt ihm, dem Bild eines mit sich verträglichen Logikers, der zureichende Grund, »in Kraft« welchen Prinzips »wir der Ansicht sind« – um mit Leibniz zu formulieren –, »daß [...] keine Aussage wahr sein könne, ohne daß es einen zureichenden Grund dafür gäbe, daß jene so und nicht anders« sei, »wenn uns auch diese Gründe meist nicht bekannt sein können«. Sie können es sein, jedenfalls was Wittgenstein angeht, denn er hat sie zur Genüge selber genannt. Die Behauptung, an der alles hängt, lautet schlicht: Er sei ein Philosoph der Intuition gewesen, und zwar sowohl im landläufigen Sinn dieser Wendung, daß er nämlich stets und ständig intuitiv philosophiert habe, als auch in einem strengen Wortgebrauch. Vorausgesetzt aber werden nur Sätze der »Philosophischen Untersuchungen« sowie der Tagebücher und, dem vollen Beweis zuliebe, sogar des »Tractatus«. – Als was die Vokabeln »Intuition« und »intuitiv« in aller Munde sind, lehrt am besten das Lexikon. In Heyses, des älteren, »Allgemeinem verdeutschenden und erklärenden Fremdwörterbuch«, das seit 1804 einem ganzen Säkulum verlässlich schien, wird »Intuition« (gleich »innere, geistige Anschauung« oder »anschauende Erkenntnis«) ebenso wie »intuitiv« (gleich »anschauend« oder »unmittelbar wahrnehmend und empfindend«) unter lateinisch »intuitus« eingeordnet, was sich von »intueri-anschauen« herleite und daher »das Anschauen, das Hinsehen, der Anblick« bedeute. Auch »Der Große Brockhaus« von 1953/57 folgt dieser Etymologie, betont indes noch stärker Geistigkeit und Unmittelbarkeit der Intuition. Sie sei »das unmittelbare Gewahrwerden eines Sachverhaltes als wesentlich oder in seinem Wesen, ohne daß die bewußte Reflexion lückenlos darauf hingeführt hat«; Intuitionen seien »oft von einem Gefühl großer, ja überwältigender Evidenz begleitet, im Unterschied zum bloßen Einfall«; Intuitionen könnten »Sachverhalte betreffen, die sich in bestimmter Weise als seiend aufdrängen, aber auch ein Sollen, etwa daß in bestimmter Weise gehandelt werden müsse«; zur Vorbereitung einer Intuition könne »das diskursive Denken [...] auch das Ausprobieren« dienen, es sei »unerlässlich, um das intuitiv Erkannte nachträglich zu begründen und Folgerungen aus ihm zu ziehen«.

Das Lexikon vergißt auch nicht die philosophische Relevanz des Begriffs: daß seiner Verfügbarkeit bedürfe, wer wie Platon die Ideen

oder wie Plotin das Übersinnliche einer unmittelbaren Anschauung gegeben denke, daß die obersten Begriffe des Aristoteles oder die obersten Wahrheiten des Descartes nicht einsehbar seien, wenn nicht dank ihm. So viel, so gut; heißt es aber weiter, die platonisch-neuplatonische Theorie »führt über die Mystiker [...] zur Lehre von der intellektuellen Anschauung bei Schelling«, dann läuft die Tradition zwar nicht in die Irre, doch bleibt die Wegbarkeit ihres Weges, ihr μέθοδος, im Dunkel. »Intuition« wird nun für alles und jedes gebraucht, ist einem Schopenhauer »lebendige Anschauung«, steht einem Klages ganz und gar auf der »Seelenseite«, hat auch einem Jung nichts vom Denken. Ihr jüngstes Aufsehen machte sie als Schulname des mathematischen »Intuitionismus«, dem ausschließlich die innere Erfahrung der Zahlenreihe etwas gilt; denn nur die ganzen Zahlen, sagte Kronecker, habe Gott geschaffen, die übrigen seien Menschenwerk. Angesichts solcher Vielfalt, die schon Verwirrung ist, tut philosophische Belehrung not, um das Gemeinsame herauszufinden; erteilt hat sie 1926 Josef König in seinem überaus klärenden Buch »Der Begriff der Intuition«:

Wittgenstein.

Logik als

Spiegeldenken

»Der Einfall ist im gewöhnlichen Sprachgebrauch ein sich plötzlich dem Bewußtsein aufdrängender sinnvoller Gedanke, dessen Prämissen zwar grundsätzlich gebbar sind, tatsächlich aber im vorliegenden Fall nicht gegeben wurden. So hat er in der gewöhnlichen Anwendung psychologische Bedeutung als Ursprung des Sinns aus dem psychologisch Sinnlosen, etwa aus dem Unbewußten oder aus verkürztem Denken oder wie immer. Daß man statt vom Einfall häufig auch von einer plötzlichen Erleuchtung, einer Intuition, spricht, ist allgemein bekannt. Der Einfall, den wir hier meinen, ist wie sein Oberbegriff ein philosophischer Begriff, und er unterscheidet sich von dem psychologischen dadurch, daß die Prämissen der plötzlich entspringenden Sinneinheit grundsätzlich ungebbar sind. Er ist also absoluter Ursprung des Sinns aus dem Sinnlosen [...].

Diejenige Philosophie, deren Prinzip geradezu das Begreifliche und grundsätzlich Verständliche ist, ist der Empirismus, aber er übersieht, daß es eben wahrhaft Unbegreifliches, reelle Aporien des Anfangs gibt, obwohl ihn die einfachsten geistigen Vorgänge von ihrem Vorhandensein überzeugen könnten. Schon das einfache Urteil, das die Gleichheit zweier sinnlich wahrgenommener Dinge ausspricht, ist ein solcher Vorgang. Man setze, [...] die Fundamente der Beziehungen seien faktisch gleich, [...] so ist doch nicht abzusehen, wie diese an sich seiende Gleichheit den Gedanken, den Gesichtspunkt der Vergleichung erzeugen könnte [...].

Derselbe Vorgang wiederholt sich auf tieferen und höheren Stufen. Newton soll durch den Fall eines Apfels zur Konzeption des Gravitationsgesetzes gelangt sein; dieser Augenblick der Konzeption war gewiß eine Intuition;

auf jeden Fall aber mußte er dabei vorher die Möglichkeit ursächlicher Identität zwischen dem Fall des Apfels und der beobachteten Beziehung zwischen Ebbe und Flut einerseits, Mondphasen andererseits gedacht haben, ehe die Phänomene seine Annahme verifizieren konnten. Aufgrund gemachter Beobachtungen Hypothesen entwerfen, diese möglichst vereinfachen, gegeneinander ausgleichen usf.: dies alles ist erlernbar. Der springende Punkt aber ist das Sehen von typischen Vorgängen; sie ›sehen‹ heißt, sie als typische, d.h. als Fälle von allgemeinen Regeln zu erkennen; wer aber sagt uns, daß dieser Vorgang typisch ist? Er wird doch als typisch erst erkennbar durch das Gesetz, dessen Fall er darstellt. Das Gesetz aber ist vorher so wenig vorhanden wie das Etikett ›typisch‹ an dem Phänomen.«

Daß Wittgenstein aus dem Einfall, dem Prämissen nicht vorgegeben waren, philosophierte, daß er gleichsetzte, was zu vergleichen sinnlos dünkte, weshalb es auch niemandem in den Sinn gekommen war, daß er der Regel, ehe sie erkannt war, schon den Fall absah – seine Intuitivität, mit einem Wort, verleugnet sich in keinem Text, nicht einmal im »Tractatus«. Dessen Sätze allerdings, angeordnet in ihrer berühmten Manier der Dezimalklassifikation (1–1.1–1.11–1.12–1.13–1.21–2 und so fort bis 7), scheinen wie ihre Bezifferungen logisch aufeinander zu folgen, obwohl sie keineswegs immer auch nur nacheinander entstanden sind. Ihr Sinn ist Wittgenstein aufgegangen, unvermittelt und anfangslos, sie sind ihm eingefallen: der Satz zum Beispiel, die Logik müsse für sich selber sorgen, als allererster der Tagebücher, während er im »Tractatus« auf Dezimalstelle 5.473 verwiesen wird. Hier steht hingegen an Stelle 1: »Die Welt ist alles, was der Fall ist«, ein Satz, dem so viele Untersätze logisch assistieren, daß er einer unbeabsichtigten Probe aufs Exempel 2.012, in der Logik sei nichts zufällig, gleichsieht. Doch das Journal verzeichnet unter dem 26. 5. 15. so besorgt, wie Wittgenstein stets seinen Intuitionen nachfragt: »Wie aber soll ich jetzt das allgemeine Wesen des Satzes erklären? Wir können wohl sagen: alles, was der Fall ist (oder nicht ist), kann durch einen Satz abgebildet werden. Aber hier haben wir den Ausdruck ›der Fall sein‹! Er ist ebenso problematisch.«

Eine andere, eine beabsichtigte Probe wird immer aufs neue abgelegt: ob die Intuition noch standhalte, wenn diskursives Denken sich ihrer bemächtigt, wenn der Verstand nachträglich den Einfall prüft. »Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt«, sagt »Tractatus«, 5.632, entschieden; hatte Wittgenstein inzwischen eine Rechtfertigung gefunden, so war ihm am 2. 8. 16. »die völlige Unklarheit« auch dieses Satzes bewußt. Und sagt »Tractatus«, 6.421, ebenso entschieden, Ethik und Ästhetik seien eins – unbeküm-

mert, daß diese Erleuchtung, wird ihr nicht aufgeholfen, sich paradox *Wittgenstein.*
dunkel ausnimmt –, so gab sein Autor sich hier intuitiver, als ihm das *Logik als*
Tagebuch eigentlich erlaubte; dort nämlich hatte er versucht, die Grün- *Spiegeldenken*
de der Gleich- und sogar Ineinssetzung allmählich nachzuliefern.

»24. 7. 16. Ethik und Aesthetik sind Eins.«

»29. 7. 16. [...] daß der Wunsch mit seiner Erfüllung in keinem logischen Zusammenhang steht, ist eine logische Tatsache [...].

Kann man aber wünschen und doch, nicht unglücklich sein, wenn der Wunsch nicht in Erfüllung geht? [...].

Allgemein wird angenommen, daß es böse ist, dem Anderen Unglück zu wünschen. Kann das richtig sein? Kann es schlechter sein, als dem Anderen Glück zu wünschen?

Es scheint da sozusagen darauf anzukommen, wie man wünscht. Man scheint nicht mehr sagen zu können als: Lebe glücklich! [...] Die Welt des Glücklichen ist eine glückliche Welt.«

»7. 10. 16. Das Kunstwerk ist der Gegenstand sub specie aeternitatis gesehen; und das gute Leben ist die Welt sub specie aeternitatis gesehen. Dies ist der Zusammenhang zwischen Kunst und Ethik.«

»20. 10. 16. Ist das das Wesen der künstlerischen Betrachtungsweise, daß sie die Welt mit glücklichen Augen betrachtet?«

»21. 10. 16. Denn etwas ist wohl an der Auffassung, als sei das Schöne der Zweck der Kunst. Und das Schöne ist eben das, was glücklich macht.«

Ein philosophisches Problem, schrieb Wittgenstein später, Jahrzehnte nach Tagebuch und »Tractatus«, habe die Form: »Ich kenne mich nicht aus.« Die deutsch-englische Parallelausgabe der »Philosophischen Untersuchungen« übersetzt: »I don't know my way about«, so daß die Weglosigkeit, jene »reelle Aporie des Anfangs«, ausdrücklich wird. Wer nicht weiter weiß, bar eines Kompasses, sich zu orientieren, also morgenwärts zu richten, was immer sein Taggestirn und Wegeweiser sei, geht leicht in die Irre; er versieht sich sogar des Woher, seit er das Wohin übersah. Damit er seinen Pfad finde, muß er ihn als Pfad sehen; solches Sehen aber, welches ineins ein Erkennen ist, geschieht ganz plötzlich, eher ein Blitz als ein Blick, und lohnt dem Wandernden wie dem Denkenden gleich, ein jähes »εὕρηκα – ich hab's!« (dessen sich nicht einmal ein Archimedes geniert haben soll, als ihm im Bade sein hydrostatisches Prinzip aufging).

Wieso ich indessen habe, was ich soeben noch nicht hatte, wodurch mir die Erleuchtung kommt und schon gekommen ist, scheint selber ungewiß. Wittgenstein hat der Intuition oft nachgedacht; daß er ihr mißtraute, beweist jedoch mitnichten, daß er sich ihr auch ver-

weigerte. Als Irrgarten, aus dem allein sie helfen möchte – vorgeblich oder nachweislich –, wählte er zum Beispiel die eine und andere Zahlenreihe. Schriebe ich etwa die Zahlen 1, 5, 11, 19, 29, und er sähe mir zu und sagte auf einmal, jetzt wüßte er weiter, so gäbe es manche Möglichkeit, weshalb er's zu wissen glaubte. Er hätte unterdessen verschiedene algebraische Formeln (wie $a_n = n^2 + n - 1$) ausprobieren oder die Reihe der Differenzen als 4, 6, 8, 10 ausrechnen, er hätte sich auch an den Fortgang erinnern können ... Aber wäre er wirklich zu tun imstande, wozu ihm die Möglichkeit leichthin zugesprochen wird?

»Wie immer du ihn im Fortführen des Reihenornaments unterrichtest, – wie kann er wissen, wie er selbständig fortzusetzen hat?« – Nun, wie weiß ich's? – Wenn das heißt »Habe ich Gründe?«, so ist die Antwort: die Gründe werden mir bald ausgehen. Und ich werde dann, ohne Gründe, handeln.

Wenn jemand, den ich fürchte, mir den Befehl gibt, die Reihe fortzusetzen, so werde ich schleunig, mit völliger Sicherheit, handeln, und das Fehlen der Gründe stört mich nicht.

»Aber dieser Reihenanfang konnte offenbar verschieden gedeutet werden (z.B. durch algebraische Ausdrücke) und du mußtest also erst eine solche Deutung wählen.« – Durchaus nicht! Es war, unter Umständen, ein Zweifel möglich. Aber das sagt nicht, daß ich gezweifelt habe, oder auch nur zweifeln konnte [...].

Nur Intuition konnte diesen Zweifel heben? – Wenn sie eine innere Stimme ist – wie weiß ich, wie ich ihr folgen soll? Und wie weiß ich, daß sie mich nicht irreleitet? Denn, kann sie mich richtig leiten, dann kann sie mich auch irreleiten.

(Die Intuition eine unnötige Ausrede.)

Ist eine Intuition zum Entwickeln der Reihe 1 2 3 4 ... nötig, dann auch zum Entwickeln der Reihe 2 2 2 ...

Aber ist nicht wenigstens gleich: *gleich?*«

Ihr Weg ist toto coelo verschieden angelegt unter einem jeweils anderen Himmel des Denkens, und doch läuft er beiden, König und Wittgenstein, auf dieselbe Aporie hinaus. Der eine fragt, »wie diese an sich seiende Gleichheit den Gedanken, den Gesichtspunkt der Vergleichung erzeugen könnte«; der andere, indem er zugibt, zwei Dinge seien gleich, wenn sie so sind wie ein Ding, muß ebenso fragen, wie er nun das, was ihm das eine Ding zeigt, auf den Fall der zwei anwenden solle. Aber Wittgenstein scheut vor der Konsequenz: Es darf Intuition nicht heißen, wozu auch eine Regel zu taugen scheint. Nur, zweifelt er so gleich, taugt sie überhaupt? Erkläre ich dem andern wirklich, was ich selber verstehe? Lasse ich ihn das Wesentliche nicht erraten? Die Ant-

wort gibt ein Passus der »Bemerkungen über die Grundlagen der Ma- *Wittgenstein.*
thematik«, jener nachgelassenen Niederschrift Wittgensteins, die dem *Logik als*
Jahres- und Themenkreis der »Philosophischen Untersuchungen« ent- *Spiegeldenken*
stammt. »Wie, wenn man statt ›Intuition‹ sagen würde ›richtiges Erraten? Das würde den Wert einer Intuition in einem ganz anderen Lichte zeigen. Denn das Phänomen des Ratens ist ein psychologisches, aber nicht das des richtig Ratens.«

Das Rätsel gäbe es nicht, sagt »Tractatus« (6.5); denn zu einer Antwort, die man nicht aussprechen könne, lasse sich auch die Frage nicht stellen, und umgekehrt impliziere die Möglichkeit einer Fragestellung auch die Möglichkeit ihrer Beantwortung. Dieser Satz verwirft ebenfalls das Hin und Her des Ratens, dessen Psychologie, samt ihrer angemäßen Sorge für Wahrheit und Falschheit, bloß die allmähliche Minderung des Irrtums billigt. Doch gäbe es, sagt »Tractatus« (6.522), allerdings Unaussprechliches, und dieses zeige sich. Indessen zeigt es sich nur dem, der es als das sieht, was es ist, der darauf weder schlechter noch besser, weder langsamer noch schneller, sondern im Augenblick richtig rät. Was sich aber so zeigt, verdient eine Intuition zu heißen.

Hier tut es not, sich des strengen Wortgebrauchs von ›Intuition‹ zu vergewissern, zumal ihr philosophischer Begriff auch die Sprachgewohnheit, jemanden ›intuitiv‹ zu nennen, in sich enthält, obschon verdeckt. Der üblichen, in allen Redewendungen durchscheinenden Etymologie, die ›Intuition‹ dem Sinnbezirk der Schau zuweist, muß widersprochen werden; zwar hat das Wort allemal mit Sichtbarem zu tun, doch drückt es das Sehen selbst auf andere Weise als ›intuitus‹ aus. Beide Substantive ›intuitus‹ wie ›intuitio‹, leiten sich wohl vom Verb ›intueri‹ her; daß sie freilich auch auf eine gleiche Bedeutung hinauskämen, ist nicht zu halten. Das »Ausführliche lateinisch-deutsche Handwörterbuch« von Georges gibt vielmehr an: »intuitio, das Erscheinen des Bildes auf der Oberfläche des Spiegels«. Belegt ist dieser präzise Sinn von ›intuitio‹ zumindest bei Chalcidius, dem Philosophen des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, dessen Übersetzung und Erklärung des »Timaios« erstmals die Platon-Rezeption eröffnet sowie die Intuition als Spiegel-Begriff erwiesen hat.

Ein anderes Wort, der Intuition durch den Spiegel verwandt, erhellt nun auch die Wegbarkeit des Weges, den die intuitive Tradition von Platon zur Mystik und weiter zu Schelling gegangen ist: das Wort ›Spekulation‹. Aller Stolz des Denkens, den erst Luther den Philosophen auszureden suchte, gehört ihr ganz, sofern sie ihre etymologische Schuld an ›speculum‹ und ›speculari‹ zahlt, nämlich in die Welt als einen Spiegel späht. Wie jeder Spiegel bedarf auch dieser, um die

Erscheinungen und ihren Schein sehen zu lassen, des Auges, das ihn erfaßt, des Gedankens, der ihn einsieht. Die Spekulation kennt den Gleichsinn von Gesicht und Verstand, sie lehrt die Philosophie den Spiegelblick. Darum eben hält spekulatives Denken soviel auf Intuition: Es gewahrt in ihr den Aufschein der Spiegelbilder, in denen Welt sich allererst zeigt. Nur solche Intuition, im Spiegel gewonnener Blick, ist Erleuchtung und Licht der Vernunft.

Auch in diesem, einem strengen Sinn soll Wittgenstein also ein Philosoph der Intuition gewesen sein, soll er nicht nur intuitiv, sondern sogar spekulativ philosophiert haben. Das brächte ihn, den mathematischen Logiker, unter die Dialektiker, wenn anders ihre Logik stets zum Organon der Spekulation getaugt hat. Daran Anstoß nehmen kann allein, wer durch Logistik jedwede Gestalt der Logik sonst erledigt meint, wem insbesondere die Dialektik als Anachronismus der Vernunft gilt; den Vorurteilslosen hingegen mag Wittgenstein lehren, daß mathematische und spekulative Logik so weit auseinander nicht liegen, um nicht in einem Kopf ein Verhältnis miteinander einzugehen. Ja, vielleicht gehen sie's, wie Josef König bemerkte, auch aus Prinzipien ein: »Ich meine [...]: wenn überhaupt, so könnte nur eine noch nicht vorhandene allgemeine philosophische Logik das Prinzip auch der mathematischen Logik enthalten, während diese gegenüber jener und gegenüber der spekulativen Logik aus Gründen der Sache es nie zu mehr als bloßen Negationen bringen wird.«

Hier ist nicht zu erörtern, wie und wieweit im Spiegeldenken, das von der Sinnlichkeit des Spiegels provoziert wird, sich beide Logiken verschränken, wohl aber, ob Ludwig Wittgenstein zur Zeit sowohl des »Tractatus« als der »Philosophischen Untersuchungen« eben der spekularen Reflexion, in welcher Absicht immer, ihr logisch Teil gegeben hat. Wäre es an dem – er müßte Logik geradezu als Spiegel, worin etwas ihr Wesentliches sich zeigt, definiert haben, und alle Verschiedenheit seines Denkens dürfte auf nichts als einen Selbstunterschied des Spiegeldenkens hinauskommen, insofern dieses sich selbst und ein davon unterschiedenes Spiegeldenken enthält (wie auch Spiegel und Spiegelbild verschieden nur scheinen, bis einer die spekulare Synthesis durchschaut, daß spiegelndes und gespiegeltes Ding im Spiegel selbst, welcher das Bild enthält, unterschiedene sind). Und schließlich – wäre es an dem – hätte Wittgenstein erst dieser oder jener Splitter Logik als Spiegel-Splitter eingeleuchtet, im einen oder anderen typischen Fall, ehe ihm die Gesetzlichkeit, daß in solchen Splittlern stets das Ganze sich zeigt, durchsichtig war; er hätte mithin eine Intuition der Intuition gehabt. Diese Intuition zu haben, bahnt aber prinzipielle Wege, wie, sie nicht zu haben, an ebenso prinzipiellen

Aporien liegt. Bedeutung und Bedingung, den Spiegel als solchen zu *Wittgenstein.*
 sehen, hat wiederum König, der ja auch die Intuition einem »Sehen *Logik als*
 als« gleichsetzte, aufgewiesen (1937 in seinem Buch »Sein und Den- *Spiegeldenken*
 ken«): »Das Entscheidende [...] ist dies, daß eben auch ein Spiegel als
 solcher sichtbar und also ein sichtbares Ding ist. Ein sichtbares Stück
 Bronze z.B., das als Spiegel dient, ist noch kein sichtbarer Spiegel, d.h.
 indem wir es sehen, sehen wir noch keinen Spiegel als solchen. Es ist
 aber wesentlich möglich, auch einen Spiegel als solchen zu sehen; und
 zwar sehen wir ihn dann, wenn wir Anderes in ihm sehen. Der Spiegel
 selber und als solcher ist ein sichtbares Ding dann und insofern, wenn
 und insofern wir andere – und zwar im Prinzip alle anderen sichtbaren
 Dinge – in ihm sehen. Von daher ist nun aber ein Spiegel [...] streng
 ein ausnehmend besonderes sichtbares Ding. Denn er ist 1. ein sicht-
 bares Ding neben den anderen sichtbaren Dingen, die er spiegelt und
 zu spiegeln vermag; und in demselben Sinn wie diese ist er es. Aber 2.
 ist seine Weise, ein sichtbares Ding zu sein, eine andere als die aller
 übrigen sichtbaren Dinge. Denn das Dasein dieser als sichtbarer Dinge
 hängt nicht davon ab, daß sie ein Spiegel spiegelt. Hingegen nur als
 andere sichtbare Dinge Spiegelndes ist ein Spiegel (als solcher) selber
 ein sichtbares Ding.«

Der Spiegel werde als Spiegel sichtbar, hieß es, wenn anderes in
 ihm sichtbar werde. Zu diesem Satz merkt König an: »Ähnlich wie wir
 den Raum als Raum sehen, wenn wir Dinge in ihm sehen. Oder wie
 wir das Licht sehen, indem wir Farben im Licht sehen. In bezug auf
 das Licht erinnere ich [...] an Aristoteles »de anima« [...]: »Das Licht
 ist dies, daß Durchsichtiges als Durchsichtiges da ist.« Der Logos des
 Lichts hat eine tiefe Verwandtschaft mit dem des Spiegels.«

Wie sich ergibt, ist er auch dem Logos der Logik, als einer spekula-
 ren Disziplin, eng verwandt; denn Wittgenstein hat sie tatsächlich, als
 »weltspiegelnd« begriffen, und sie bloß metaphorisch so zu nennen,
 fiel ihm nicht ein. Die ersten Einsichten kamen bald und unvermittelt;
 obwohl der Spiegel noch blind schien, ließ er einiges doch schon see-
 hen. Am 20. 9. 14., einen Monat nach Tagebuchbeginn, notierte Witt-
 genstein: Der Satz sei »ein logisches Abbild seiner Bedeutung«; am
 2. 10. 14.: Nur dadurch könne der Satz wahr oder falsch sein, daß er
 »ein Bild eines Sachverhaltes« sei; und drei Tage darauf: Nur die Wirk-
 lichkeit interessiere die Logik, also die Sätze nur, insoweit sie »Bilder
 der Wirklichkeit« seien. Am 11. 10. 14. verzeichnet das Journal zum
 erstenmal das Wort »widerspiegeln«: Gefragt wird, ob die Tatsachen,
 die (laut »Tractatus« 1.13) im logischen Raum die Welt sind, in den
 Sätzen widerscheinen, ob zum Beispiel die Subjekt-Prädikat-Form ein
 Spiegelbild der Subjekt-Prädikat-Tatsache ist. Abermals steht da, die

Korollare und Scholien Logik Sorge für sich selbst; man müsse ihr bloß zusehen, wie sie es macht. Und Wittgenstein sieht ihr zu, von Eintragung zu Eintragung gewisser, daß ihr »Machen« ein Spiegeln sei.

»23. 10. 14. Wie, wenn unsere Zeichen ebenso unbestimmt wären, wie die Welt, welche sie spiegeln?«

»4. 12. 14. Sehen wir uns z. B. die Gleichung $\sim\sim p = p$ an: diese bestimmt mit anderen das Zeichen für p , da sie besagt, daß es etwas sei, was $\rangle p \langle$ und $\rangle \sim\sim p \langle$ gemein haben. Dadurch erhält jenes Zeichen Eigenschaften, die widerspiegeln, daß die doppelte Verneinung eine Bejahung ist.

»24. 1. 15. [...] Der negative Satz schließt die Wirklichkeit aus. Wie kann die allumfassende, weltspiegelnde Logik so spezielle Haken und Manipulationen gebrauchen?! Nur, indem sich alle diese zusammen zu einem unendlich feinen Netzwerk, zu dem großen Spiegel verknüpfen!«

»6. 3. 15. Die Probleme der Verneinung, der Disjunktion, von Wahr und Falsch – sind nur Spiegelbilder des einen, großen Problems, in den verschiedenen gestellten großen und kleinen Spiegeln der Philosophie.«

Dieser Weg vom Bild zum Spiegelbild scheint freilich gar nicht schlüssig – und ist es aus Gründen nicht, da er, statt in Schritten der Deduktion, in Sprüngen der Intuition verfolgt wird. Allerdings scheint auch das Spiegeln schal, bloß Redensart, als werde dem Wort schon zuge-
traut, es könne die Sache, für die es steht, wohl mitbesorgen. Wittgenstein beläßt es nicht dabei; zwar expliziert er nirgends, daß es dem Spiegel als solchem wesentlich ist, die Dinge oder ihre Gesamtheit Welt zum Vorschein zu bringen, indes führt er die Logiksprache als Spiegel ein, worin das Logische sich zeigt.

Im »Tractatus«, dessen Wortvorrat in terminologischer Absicht sparsam ist, kommt die Vokabel öfter vor: »sich zeigen« als strenges Kriterium der Spiegelbarkeit, »zeigen« als Synonym für das Tun des Spiegelnden. Wer etwas zeigt, weist es im Gestus auf; daß er jedoch darüber auch sprechen kann, obgleich in nur akzidentieller Möglichkeit, verfälscht das Phänomen. Hingegen hat der Spiegel, indem er zeigt, alles Vermögen erschöpft, und nicht einmal als Sprachspiegel, welcher die Logik sein soll, kann er, was sich in ihm gezeigt hat, noch besprechen. Er hat das Logische sehen lassen, zu anderem taugen seine Sätze nicht; deshalb macht ihr Gebrauch sie überflüssig, wie auch sonst ein Spiegel, hat er das Schöne erst zu Ansehen gebracht, beiseite gelegt wird. Wittgensteins berühmtester Satz, der letzte und siebte des »Tractatus« – wovon man nicht sprechen könne, darüber müsse man schweigen – ist stets zum positivistischen Gemeinplatz mißbraucht worden. Er hat aber keinen, es sei denn diesen spekularen

Sinn: daß eine spiegelnde Sprache zeigt, was sie hat, und nicht sagt; *Wittgenstein*. wollte einer von ihr sich sagen lassen und also selbst in ihr sagen, was *Logik als* sie ihm vorweist, wäre für seine Reflexion zu fürchten. Das Logische *Spiegeldenken* kommt vor Augen, dem Spiegelblick allemal Intuition, sonst käme es ins Gerede; immer bleibt es so unaussprechlich, wie es nie unsichtbar gewesen ist. Der »Tractatus« schreibt Logik in Spiegelschrift; ihn anders verstehen hieße den Sinn seiner Sätze verfehlen, zum Beispiel der folgenden:

(2.17) »Was das Bild mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie auf seine Art und Weise – richtig oder falsch – abbilden zu können, ist seine Form der Abbildung.«

(2.172) »Seine Form der Abbildung aber kann das Bild nicht abbilden; es weist sie auf.«

(2.18) »Was jedes Bild, welcher Form immer, mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie überhaupt – richtig oder falsch – abbilden zu können, ist die logische Form [...].«

(2.181) »Ist die Form der Abbildung die logische Form, so heißt das Bild das logische Bild.«

(2.19) »Das logische Bild kann die Welt abbilden.«

(2.221) »Was das Bild darstellt, ist sein Sinn.«

(3) »Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.«

(3.01) »Die Gesamtheit der wahren Gedanken sind ein Bild der Welt.«

(4) »Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.«

(4.001) »Die Gesamtheit der Sätze ist die Sprache.«

(4.01) »Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit.«

(4.014) »Die Grammophonplatte, der musikalische Gedanke, die Notenschrift, die Schallwellen, stehen alle in jener abbildenden internen Beziehung zu einander, die zwischen Sprache und Welt besteht.

Ihnen allen ist der logische Bau gemeinsam.«

(4.022) »Der Satz zeigt seinen Sinn.«

(4.12) »Der Satz kann die gesamte Wirklichkeit darstellen, aber er kann nicht das darstellen, was er mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie darstellen zu können – die logische Form.«

(4.121) »Der Satz kann die logische Form nicht darstellen, sie spiegelt sich in ihm.

Was sich in der Sprache spiegelt, kann sie nicht darstellen. Was sich in der Sprache ausdrückt, können wir nicht durch sie ausdrücken.

Der Satz zeigt die logische Form der Wirklichkeit. Er weist sie auf.«

(4.1212) »Was gezeigt werden kann, kann nicht gesagt werden.«

(6.13) »Die Logik ist keine Lehre, sondern ein Spiegelbild der Welt.«

Am 15. 4. 15 hatte Wittgenstein resigniert, er könne nicht heraus-

bringen, inwiefern der Satz das Bild des Sachverhaltes sei; beinahe war er »bereit, alle Bemühungen aufzugeben«. Am 23. 5. 15 indes formulierte er zum erstenmal den eminenten Satz 5.6 des »Tractatus«: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.«

Die Antwort war gefunden: Nur mein Spiegel, die Welt im Augenblick vermittelnd, schränkt mir die Einsicht in sie und ihn gleich ein; nur Sätze, spiegelbildlich zu Sachverhalten, teilen sich mit diesen ins gleiche Confinium. Das Journal verrät allerdings mit keinem Wort, ob Wittgenstein die spekulative Geltung seines Satzes damals schon durchschaut hat, doch heißt es am selben Tag, er gebe »den Schlüssel zur Entscheidung, inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist«. Diese Eintragung, scheinbar eine philosophische Beiläufigkeit, kehrt nahezu wörtlich in »Tractatus« 5.62 wieder, und dort nun wird ihr zureichender Grund eben im Spiegel als solchem, worin etwas sich zeigt, aufgewiesen. »Was der Solipsismus nämlich meint, ist ganz richtig, nur lässt es sich nicht sagen, sondern es zeigt sich.«

Damit der Spiegel als solcher ein sichtbares Ding sei, muß er's auf andere Weise als alle übrigen sichtbaren Dinge sein: reflektierend statt reflektiert. Wenn die Sprache also, für sich selber sorgend, den Sinn ihrer Sätze sehen läßt – und nur dann –, ist sie als Spiegel des Logischen vor Augen; wer ihr hingegen (wie auch Wittgenstein im »Tractatus«) die Sorge abnimmt, eigene Reflexion statt der ihren, macht sie für sich und sich selber für sie bloß blind – es sei denn, er nähme die nun Gespiegelte weiter auch als Spiegelnde wahr, just einer, der inmitten zweier Spiegelscheiben steht, Herr und Knecht ihrer iterativen Bilder. Wie aber sollte der Logiker, der eine einzige Sprache nur zuläßt, zwischen die Spiegel geraten? Und erweiterte er schon das logisch-linguistische Repertoire, welcher Art Sprachen würde er sich, um Spiegeln-des schließlich gespiegelt zu sehen, syntaktisch vertrauen?

»29. 5. 15. [...] ist die Sprache die einzige Sprache?

Warum soll es nicht eine Ausdrucksweise geben, mit der ich über die Sprache reden kann [...]?«

Die Frage ist Wittgenstein zu keiner Zeit, auch der frühesten nicht, fremd gewesen, nur kam ihre Beantwortung ihm nirgendwann aufs Übliche hinaus: daß eine Metasprache zu konstruieren wäre, um in ihr der anderen sich zu versichern. Sprache lediglich zu erkennen oder Sprache auch selbst zu bilden, das bleibt die Differenz zwischen Wittgenstein und logischen Positivisten; wollen sie die Logik durch Sätze klar machen, so ist sie ihm nichts als das Klarwerden von Sätzen. Was beide, ihn und sie, dem Anschein nach verbindet, ist das Zugeständnis

mehrerer logisch relevanter Sprachen statt der einen, doch tatsächlich *Wittgenstein*.
wird beidemal Verschiedenes konzediert: Sie erfinden spezielle Sprach- *Logik als*
kalküle, damit sie Logisches besprechen können, während er alltägliche *Spiegeldenken*
Sprechweisen, in denen ebenfalls Welt sich zeigt, vorfindet. Ihm
kommt jedes Sprechen, und gerade das unlogische, logisch recht, mag
dessen Satz- und Wortgebrauch sogar jenem ähneln, durch den Kinder
spielend sprechen lernen. Ja, die »Philosophischen Untersuchungen«
definieren ausdrücklich:

»Ich will diese Spiele »Sprachspiele« nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden [...].

Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das »Sprachspiel« nennen [...].

Man kann sich leicht eine Sprache vorstellen, die nur aus Befehlen und Meldungen in der Schlacht besteht. – Oder eine Sprache, die nur aus Fragen besteht und einem Ausdruck der Bejahung und der Verneinung [...].

Wieviele Arten der Sätze gibt es aber? Etwa Behauptung, Frage und Befehl? – Es gibt unzählige solcher Arten: unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir »Zeichen« »Worte«, »Sätze«, nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen [...].

Führe dir die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele an diesen Beispielen, und andern, vor Augen:

Befehlen, und nach Befehlen handeln –

Beschreiben eines Gegenstands nach dem Ansehen, oder nach Messungen –

Herstellen eines Gegenstands nach einer Beschreibung [...] –

Berichten eines Hergangs –

Über den Hergang Vermutungen anstellen –

Eine Hypothese aufstellen und prüfen –

Darstellen der Ergebnisse eines Experiments durch Tabellen und Diagramme –

Eine Geschichte erfinden; und lesen –

Theater spielen –

Reigen singen –

Rätsel raten –

Einen Witz machen; erzählen –

Ein angewandtes Rechenexempel lösen –

Aus einer Sprache in die andere übersetzen –

Bitten, Danken, Fluchen, Grüßen, Beten.«

Unmittelbar hierauf bemerkt Wittgenstein, es sei interessant, solche mannigfaltige Verschiedenheit des Satz- und Wortgebrauchs [mit] dem

zu vergleichen, was Logiker sonst über den Bau der Sprache gesagt hätten – den Autor des »Tractatus« nicht ausgenommen. Er war sich bewußt, daß er die eine Logiksprache hinter sich gelassen hatte, und brauchte sich trotzdem nicht einzugestehen, daß er, vor sich nun die vielen Sprachspiele, ein ganz anderer geworden wäre. Seine Kritiker allerdings unterstellen ihm gerade dies: einen Bruch mit dem »Tractatus«, eine Kehre zu den »Philosophischen Untersuchungen«, und einen Kopfstand in jedem Fall. Als einziger Interpret hat Erich Heller – auch er kaum völlig frei davon, Russells Scheidung in »W I« und »W II« zu akzeptieren – sich ahnungsvoller ausgedrückt, als er die gültige Wendung wenigstens angab, obschon in ihrem präzisen Sinn nicht erkannte, und auch einen Beleg beibrachte: »Man könnte sagen: Die Betrachtung muß gedreht werden, aber um unser eigentliches Bedürfnis als Angelpunkt.«

»Den ganzen Horizont des Denkens um 180° rotiert zu haben, darin sah Heller den Unterschied des späten zum frühen Wittgenstein; was so gut sich anließ, blieb indessen nur eine Redensart. In aller Strenge, wie sie einem Logiker gegenüber (und einem mathematischen dazu) geboten ist, bedeutet Drehung um 180° , daß er eine Spiegelung vornimmt. Diese nämlich kann per definitionem an einer vertikalen Geraden l herbeigeführt werden, indem man die Ebene im Raum durch 180° um l dreht; so kommen manche Figuren der Kunst, die ein imperiales Symbol flankieren, zu ihrer Spiegelsymmetrie. Gedreht aber wird allemal um die Spiegelachse, als welche das eigentliche Bedürfnis erscheint.

Nimmt man diese Operation in Gedanken vor, so hat Wittgenstein die Sprache der Logik, laut ihm ein Spiegel der Welt, ihrerseits gespiegelt. Er mußte sie jedoch in einem Spiegel ihrer Art abbilden, und genau das tat er, ihr die vielen Sprachen vorhaltend, die außer ihr und mit ihr existieren. Auch diese Sprachspiele sprechen über Tatsachen, über Welt um uns, sie spiegeln eine große Welt aus vielen kleinen. In den Spiegeln nun, die so sich gegenüberstehen (die spiegelnde Logiksprache und die spiegelnden Sprachspiele), darin zeigt sich dies: Auf der Scheibe der Sprachspiele erscheint jetzt die Logiksprache, doch nicht als eine von ihnen, denn sie ist kein Sprachspiel, auch kein besonderes, sie ist als Reflexion dabei; auf der Scheibe der Logiksprache, der weltspiegelnden, erscheinen aber jetzt auch die Sprachspiele, sie in ihr reflektiert. Wenn diese spekulative Deutung Wittgensteins richtig ist, muß sie sich in seinen Sätzen bestätigen, etwa in diesen:

»Die Philosophie – die ja immer an die Logiksprache gebunden bleibt – darf den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann

ihn am Ende also nur beschreiben. Denn sie kann ihn auch nicht begründen. *Wittgenstein.*
Sie läßt alles, wie es ist. *Logik als*

Die Philosophie stellt eben alles bloß hin, und erklärt und folgert nichts. – *Spiegeldenken*
Da alles offen daliegt, ist auch nichts zu erklären. Denn, was etwa verborgen
ist, interessiert uns nicht.«

Just dieses tut der Spiegel Logiksprache: Er tastet die Sprachspiele nicht an, beschreibt sie, indem er sie zeigt, begründet sie nicht, sondern läßt sie, wie sie sind; er stellt alles bloß hin, für sich selber sorgend, und alles liegt offen da, von selbst sich zeigend. Manch einer möchte sich wundern (und hat es getan), daß Philosophie nicht gleichfalls als Sprachspiel gilt, Wittgenstein vielmehr lehrt, ihr sei anderes aufgegeben, als von neuen Dingen zu reden und sich dadurch hervorzutun, nämlich alle Sprachspiele zum Gegenstand zu haben. Doch die Spiegelung der Sprachspiele in der Logiksprache drückt präzise diese Aufgabe aus. Könnte also Philosophie keine Theorie der Sprachspiele sein, folgert der Erstaunte, so habe sie einzig das schon Vorhandene aufzuweisen, damit es klar werde. So ist es, natürlich, denn Philosophie reflektiert die vorhandenen Spiele, und ist unter ihnen als bloße Reflexion.

Umgekehrt unterliegen Sprachspiele denselben Spiegelkriterien. Soll in ihnen etwas Bestimmtes sich zeigen, eben die eine Sprache der Logik, müssen sie prinzipiell als Spiegel sichtbar sein, worin etwas überhaupt zum Vorschein kommt. Die »Philosophischen Untersuchungen« lehren, auch diese Spiegel als solche zu brauchen.

»Was bezeichnen nun die Wörter dieser Sprache? – Was sie bezeichnen, wie soll sich das zeigen, es sei denn in der Art ihres Gebrauchs? [...]

Jedes Zeichen scheint allein tot. Was gibt ihm Leben? – Im Gebrauch lebt es. Hat es da den lebenden Atem in sich? – Oder ist der Gebrauch sein Atem? [...].

Wenn man fragt »Wie macht der Satz das, daß er darstellt?« – so könnte die Antwort sein: »Weißt du es denn nicht? Du siehst es doch, wenn du ihn benutzt.« Es ist ja nichts verborgen [...]. »Das Bild sagt mir sich selbst« möchte ich sagen. D.h., daß es mir etwas sagt, besteht in seiner eigenen Struktur, in seinen Formen und Farben.«

So different die Sätze des einen und des anderen Buches, des einen und des anderen Wittgenstein, welcher in Wahrheit ein einziger ist, nur sein mögen, den Spiegeln genügen sie. Täten sie es nicht, es gäbe keinen Grund, warum die spekulative These des »Tractatus«, »die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt«, noch einmal

aufgenommen wird – oder Sprachspiele unterschieden sich von Logik durch andere Grade, als Spiegelung sie benötigt. »Die Ergebnisse der Philosophie sind die Entdeckung irgend eines schlichten Unsinnns und Beulen, die sich der Verstand beim Anrennen an die Grenze der Sprache geholt hat.«

Zwischen beiden Sätzen ist ein Abstand von Jahrzehnten, sonst kein Unterschied: Derselbe Wittgenstein hat sie geschrieben, wie an einem Tag seines Denkens. Aus der Logik echappieren wollen, heiße die Welt verlassen müssen, sagt der »Tractatus«, und ebendort wird auch die Grenze, woran sich der Ausdruck des Gedankens stößt, nur in der Sprache gezogen, wird ein Grenzübertritt ein Unsinnsgang genannt. Diesem mundus intelligibilis, dessen Provinzen die Sätze einer Sprache sind, bereiten die »Philosophischen Untersuchungen« kein Babel, denn ihre Sprachverwirrung zu vielen Welten, Trugschein von Logikspielen statt logischer Verbindlichkeit, klärt sich im Spiegeln und Gespiegeltwerden. Vor seinem Gesetz sind alle Intuitionen gleich, so daß, wer »hinter« sie sehen will, mit ihnen gleich und ganz die Welt einbüßt; er ist wortwörtlich vor den Kopf geschlagen, ist er doch an Spiegel angerannt.

Die spekulare Entsprechung zwischen Buch und Buch im einzelnen zu prüfen, ist hier nicht die Zeit, indes ergibt sich schon nach dem sowenigen soviel: Die Spiegelung, die Wittgenstein vornahm, führte sein Denken nicht aus dem Thema des »Tractatus« hinaus; hatte sich ihm bereits im Journal seine Arbeit ausgedehnt »von den Grundlagen der Logik zum Wesen der Welt«, so war er immer noch, obwohl er jetzt das Wesen der Sätze wie zuvor des Satzes aufzuhellen suchte, bei der Reflexion der Welt. Die Fragen der »Philosophischen Untersuchungen« setzen die scheinbaren Antworten des »Tractatus« nur fort, und ihnen wiederum, das bezeugen die Tagebücher, liegen ebenfalls Fragen, nichts als Fragen zugrunde. Zwischen allen Spiegeln, als welche Sprachen die Welt abbilden, erscheint mithin ein widerspruchsfreier, mit sich verträglicher Wittgenstein gebrochen, wenn man so will, nur im Reflex des Spiegelstrahls.

Auch das ist streng gemeint; denn das Sprechen, welches ein anderes spiegelnd enthält, enthält mit dem gespiegelten, welches selber spiegelnd spricht, zugleich sich selbst. Reflektierendes und Reflektiertes sind nicht verschiedene, als wären sie bloß Sehendes und Gesehene, im Spiegelblick der iterativen Reflexion sind sie eins, das allein in sich selbst unterschieden ist. Die Synthesis seines Denkens, vor Spiegeln vollzogen, erweist Wittgenstein als Philosophen der Spekulation, alle Verschiedenheit seines Denkens ist aufgehoben im Selbstunter-

schied seiner Intuitionen. Der und jener Wittgenstein, früh und spät, *Wittgenstein*.
wäre der traurige Selbstwiderspruch eines Logikers; er ist aber einer, *Logik als*
ohne als dieser eine der ausgeschlossene Dritte zu sein. *Spiegeldenken*

